

Leena Vastapuu: *Liberia's Women Veterans. War, Roles and Reintegration*. London: Zed Books 2018, 214 Seiten

Liberia hätte in vieler Hinsicht ein Musterstaat sein können – historisch und frauenpolitisch – doch die Lebensrealität junger Liberianerinnen ist davon weit entfernt. Wie sich der Nachkriegsalltag von ehemaligen Kämpferinnen gestaltet, illustriert die finnische Friedensforscherin Leena Vastapuu in der vorliegenden Publikation, die auf ihrer Dissertation an der Universität Turku und damit verbundenen Forschungsaufenthalten zwischen 2012 und 2014 beruht.

Um den biographischen Zugang der Autorin zu verstehen, der den Großteil des Buches ausmacht, sind auch in dieser Rezension einige historische und wirtschaftspolitische Kontexte zu erläutern, die im Vorwort sowie in der Einleitung kurz skizziert werden: Das kleine Land an der westafrikanischen Küste – reich gesegnet mit gutem Zugang zum Meer und Exportgütern wie umfangreichen Eisenerzvorkommen, wertvollen tropischen Hölzern, Kautschuk sowie etlichen Agrarprodukten für lokale und internationale Märkte – galt als ideales Siedlungsgebiet für befreite Sklavinnen und Sklaven. Es wurde bereits 1847 unabhängig und als „Land der Freien“ titulierte; als solches hätte es eine Erfolgsgeschichte schreiben können. Denn gerade die USA, die für die dortige Ansiedlung freigelassener Sklavinnen und Sklaven warben, pflegten intensive wirtschaftliche Beziehungen mit dem neuen Staat. Die politische Macht übernahmen so genannte Americo-Liberianer, Nachfahren der freigelassenen Sklavinnen und Sklaven. Allerdings ließen sie die Rohstoffe auf Kosten der lokalen, bereits seit Jahrtausenden dort siedelnden Bevölkerung ausbeuten. Deren politische Autoritäten erhielten auch keine gleichen Mitspracherechte.

1980 putschte sich General Samuel Doe, der einer kleinen Ethnie aus dem Landesinneren angehörte, an die Macht. Jedoch setzte auch er sich in diesem multi-ethnischen Land nicht für die verarmte, ausgebeutete und marginalisierte Landbevölkerung ein. Vielmehr kam seine Herrschaft nur wenigen Günstlingen aus seinem Herkunftsgebiet zu Gute, wie die Autorin ausführt. Doe kürzte sogar die bereits geringen Staatsausgaben für Bildung und Gesundheit, gleichzeitig ging er brutal gegen Kritiker vor.

Deshalb hatte der Warlord Charles Taylor ein leichtes Spiel, als er Ende Dezember 1989 einen Guerillakrieg anzettelte und diesen mit geraubten Diamanten aus dem Nachbarland Sierra Leone finanzierte. Mit einer kurzen Zwischenphase in den 1990er Jahren dauerte der Krieg bis 2003 an. Taylor ließ sich 1997 sogar zum Präsidenten wählen, während Milizen, die gegen ihn agitierten und untereinander konkurrierten, weiter mordeten. In allen Kampfgruppen bildeten Kindersoldatinnen und -soldaten die Mehrheit; viele wuchsen während der Kriegsjahre auf und kannten nur Gewalt als Mittel zur Existenzsicherung. Diese Strukturprobleme veranschaulicht das Buch detailliert. Ein mühsam ausgehandelter Friedensvertrag ebnete schließlich den Weg zu regulären Wahlen.

2005 kam Ellen Johnson Sirleaf als erste Präsidentin eines afrikanischen Staates an die Macht. Die erfahrende Finanzexpertin, die viele Jahre für die UN-Entwicklungsorganisation UNDP gearbeitet und sogar eine international vergleichende

Studie über Frauen in Kriegen durchgeführt hatte, galt für viele als Sinnbild für eine friedlichere und bessere Zukunft – insbesondere für Frauen und Mädchen. Auch die internationalen Geber setzten hohe Erwartungen in die mütterliche oder gar großmütterliche Präsidentin, die durch ihre beruflichen Erfahrungen die Geberlandschaft kannte. Zwar wurden unter ihrer bis Ende 2017 dauernden Präsidentschaft etliche Gesetzesnovellen und Rechtsreformen verabschiedet, die Frauenrechte und Geschlechtergerechtigkeit verwirklichen sollten. Doch an der Umsetzung haperte es; das betraf auch die nationale Gender-Politik. Deshalb ist der Alltag zahlloser ehemaliger Kämpferinnen weiterhin von grassierender Armut, mangelndem Zugang zu menschenwürdigem Wohnraum, zu Infrastruktur und Gesundheitseinrichtungen geprägt. Hinzu kommen Gewalt in Partnerschaften, psychische Probleme sowie Drogenkonsum. Diese Schwierigkeiten erläutert die Autorin sehr ausführlich an Einzelschicksalen.

Gemeinsam mit Forschungsassistentinnen vor Ort hat Vastapuu mit insgesamt 133 ehemaligen Kämpferinnen gesprochen. Hier hätte man sich eine Erläuterung der Auswahlkriterien gewünscht, nach denen die Autorin ihre Gesprächspartnerinnen ausgewählt hat. Auch die Aufteilung der Arbeit zwischen der Wissenschaftlerin und ihren liberianischen Assistentinnen hätte genauer erläutert werden können. Methodisch außergewöhnlich war das Vorgehen der Autorin: Sie hat an die ehemaligen Kombattantinnen einfache Kameras verteilt, damit diese selbst ihren Alltag fotografieren. Diese Fotos boten eine Grundlage zu Gesprächen über Selbstbilder, Überlebensstrategien, Probleme, Wünsche, soziale Beziehungen und Kriegserinnerungen. Diese Fotos sind im Buch zum Schutz der ehemaligen Kämpferinnen nicht veröffentlicht, sondern nur einzelne darauf bezugnehmende Skizzen der Künstlerin Emmi Nieminen.

Bei den so inszenierten Gesprächen wurde deutlich, dass es nach dem Krieg nur wenigen gelang, regelmäßig an Bildungsprogrammen teilzunehmen oder kontinuierlich im informellen Sektor zu arbeiten. Im Idealfall haben Familienmitglieder die kriegerischen Gewaltorgien überlebt. Diese unterstützten nun die jungen Frauen und ihre oft während der Kriegsjahre geborenen Kinder. Gesellschaftliche Stigmatisierung hielt einige ehemalige Kämpferinnen davon ab, in ihrem alten oder neuen sozialen Umfeld über den Krieg zu sprechen.

So boten die geliehenen Kameras ein Vehikel für Dialoge zwischen der Forscherin bzw. ihren Assistentinnen und den Ex-Kämpferinnen. Zu deren Schutz tauchen in dieser Publikation keine Fotos auf, nur einzelne darauf bezugnehmende Skizzen der Künstlerin Emmie Nieminen.

Die Vorkriegssituation und die persönlichen Motive zur Kriegsteilnahme werden im Buch kurz gestreift, anschließend wird die Aufgabenvielfalt im Krieg genauer beschrieben. Auch Überlebensaktiken, wie eheähnliche Beziehungen zu Kommandanten, oder die eigenständige Übernahme des Kommandos von kleinen Guerillaeinheiten kommen zur Sprache. Die ehemaligen Kämpferinnen stellen sich in ihrer Kombattantenrolle dar, gelegentlich benennen sie auch die von ihnen ausgeübte oder angeordnete Gewalt. Zudem erwähnen sie sexualisierte Gewalt, die ihnen persönlich widerfahren ist. Vastapuu präsentiert ihre Gesprächspartnerinnen dennoch nicht als

Opfer, sondern als Akteurinnen mit situationsspezifischen Handlungsoptionen und -beschränkungen.

Großen Raum nehmen auch die Hindernisse zur Teilnahme an Entwaffnungs- und Reintegrationsprogrammen ein. Diese umfassten Falschinformationen, Machtkonflikte zwischen martialischen Kommandanten und untergeordneten Mädchen bzw. Frauen, mangelhafte Schätzungen hinsichtlich der Zahl der Kämpferinnen, fehlerhafte konzeptionelle Grundannahmen über die Aufgaben und die Mitwirkung von jungen Mädchen und Frauen in kämpfenden Einheiten. Auch an der finanziellen Ausstattung und organisatorischen Durchführung der Demobilisierungsprogramme bzw. Reintegrationsangebote haperte es.

Diese Detailkritik und die persönlichen Kriegserinnerungen der ehemaligen Kämpferinnen setzen ein hohes Maß an Vertrauen gegenüber der Autorin bzw. ihren Assistentinnen voraus. Die finnische Friedensforscherin reflektiert über die individuellen Berichte mit Bezug auf einige psychologische, friedenspolitische und postkoloniale Ansätze. Feministische Standpunkte spielen ebenfalls in ihre Analyse hinein. Eine breitere Debatte des Forschungsstands und damit verbundener Diskussionen wäre wünschenswert gewesen.

Auch die Frage nach der individuellen Verantwortung der ehemaligen Kämpferinnen für angeordnete und durchgeführte Kriegsverbrechen wird im Buch vermieden. So bleibt offen, ob man mit einer selektiven Orientierung auf aktive Kombattantinnen den jungen Frauen gerecht wird, die sehr widersprüchliche Kriegserfahrungen gemacht haben und unter Nachkriegstraumatisierungen leiden, zumal letztere möglicherweise nicht nur auf die erlittene, sondern auch selbst verübte Gewalt zurückzuführen sind. Zur Diskussion über solche Fragen und die weitere, friedens- und entwicklungspolitisch relevante Forschungskontroverse über junge Frauen und Mädchen in und nach Kriegen lädt dieses Buch gleichwohl ein.

Rita Schäfer

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v38i3.12>

Lila Chouli: *Le contre-pouvoir étudiant au Burkina Faso*.

Paris: Fondation Gabriel Péri 2018, 223 Seiten

Studierende stellen in vielen Staaten Subsahara-Afrikas eine bedeutende politische Kraft dar. Gerade in Staaten, in denen der industrielle Sektor relativ klein und infolge die organisierte Arbeiter*innen-Bewegung eher schwach ist, sind Bewegungen von Schüler*innen und Studierenden zusammen mit den Gewerkschaften des öffentlichen Sektors allgemein und jenen im Bildungsbereich insbesondere, häufig zentrale Akteure in den Kämpfen für demokratische und soziale Rechte. Burkina Faso ist ein typisches Beispiel hierfür. Wie in vielen anderen Staaten auch zeichnet sich die Landschaft sozialer Kämpfe dort seit der formalen Unabhängigkeit 1960 durch eine starke Studierendenbewegung aus. Ihre politischen Ziele und Forderungen beschränken sich keinesfalls auf den Bildungsbereich, sondern waren und sind darüber hinaus auf das politische und ökonomische System gerichtet.